

Lebendige Seelsorge: Frau Mundel, wie geht es Ihnen? Und wie arbeiten Sie in dieser Zeit des faktischen Lockdowns im Theater praktisch?

Barbara Mundel: Heute ist der dritte Tag des Lockdowns. Wir haben am Sonntag nach der letzten Vorstellung die Zeit bis null Uhr gemeinsamen im Theater verbracht, dann haben wir den eisernen Vorhang heruntergelassen und die leere Bühne gezeigt. Das war für mich persönlich etwas zwischen Trauer und Enttäuschung. Der Umgang der Politik mit Kunst hat mich sehr aufgeregt und nachdenklich gemacht: Wie konnte es dazu kommen?

„Auf Dauer werden wir uns Optionen von alternativem Handeln erarbeiten müssen.“

Ein Gespräch mit Barbara Mundel

Wir dürfen und müssen natürlich weiterhin arbeiten, wie alle anderen Betriebe auch. Das bedeutet, dass die Proben laufen, und somit auch ein gewisser Teil des Trubels herrscht, den ein großes Theater wie die Münchner Kammerspiele mit sich bringt. Zudem sind wir gerade damit beschäftigt zu überlegen: Welche Formate entwickeln wir in der Zeit des Lockdowns, die nicht nur Streaming sind? Noch arbeiten wir – außer auf eigenen Wunsch – nicht im Homeoffice. Das hat das ganze Team schon während des ersten Lockdowns erlebt, und niemand ist scharf darauf. Gestern habe ich alle Mitarbeiter, das waren etwa 250 Menschen, in drei Hausversammlungen getroffen, um mit ihnen über die Situation zu sprechen und zu fragen, wie es ihnen geht. Ich hatte vor dem Lockdown sehr dezidiert dafür geworben, dass man in dieser Zeit die öffentlichen Räume braucht. Jetzt wollte ich wissen: Wie sind denn die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unterwegs? Fühlen sie sich sicher an ihren Arbeitsplätzen? Finden sie es richtig zu spielen und die Räume offen zu lassen? Die Antworten waren sehr vielfältig: Aufregend war, von Leuten zu erfahren, die Angst haben und gleichzeitig bereit sind zu sagen: „Nein. Wir fühlen, dass das wichtig ist, gerade jetzt präsent zu sein.“ Auch wenn diese Versammlungen Theaterarbeit waren, war es eine sehr berührende Erfahrung: Auf einmal entstand sowas wie: „Es ist total super, dass wir so einen Raum haben, in dem wir uns sagen können, wie es jedem geht. Und das in einer Institution wie einem Theater mit so vielen Mitarbeitern.“

Barbara Mundel

Dramaturgin und Regisseurin; ehemals Direktorin des Theaters Luzern und Intendantin des Theaters Freiburg; seit September 2020 Intendantin der Münchner Kammerspiele.

Bernhard Spielberg

Dr. theol. habil., Prof. für Pastoraltheologie und Homiletik an der Universität Freiburg; Mitglied der Schriftleitung der *Lebendigen Seelsorge*.

LS: Das ist ein bemerkenswertes Format für ein so großes Haus ...

Mundel: Ich habe in diesen Versammlungen mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gemerkt: Es ist ein sehr verletzlicher Moment für so ein Haus, wieder in den Lockdown zu gehen, trotzdem weiter zu proben und nicht zu wissen, ob wir im Dezember wieder spielen dürfen. Wie motiviert man sich da? Der Weg zur Arbeit mit der S-Bahn hier in München ist ein Problem. Wie viel Angst hat man selber?

Und wie schafft man einen Raum, in dem die Leute das Gefühl haben, angesprochen zu sein, sich trauen ihre Wahrheiten oder ihre Emotionen zu besprechen, ohne dass man sie zerquatscht? Wie muss ich da sein? Ich habe gespürt, wie wichtig es ist, mich nicht in meiner Rolle oder Machtposition als Intendantin zu schützen, wenn man versucht, darüber zu sprechen. Diese Begegnungen waren eine interessante Erfahrung, schließlich greift es mich ja auch selber an und beschäftigt mich. Deshalb war ich nach den drei Hausversammlungen eigentlich fix und alle. So einen Raum zu öffnen, ist eine große Kunst; die zu lernen, sich lohnt.

LS: Das Motto Ihrer ersten Spielzeit lautet: *Die Wirklichkeit nicht in Ruhe lassen*. Welche Wirklichkeit lassen Sie gerade nicht in Ruhe?

Mundel: Zuerst eine Mini-Korrektur, die mir wichtig ist: Das ist nicht nur ein Motto für eine Spielzeit. Es ist eine Art Leitfrage, die sich länger durchzieht. Es soll beschreiben, dass wir uns zwar mit Wirklichkeit auseinandersetzen, aber dass es in künstlerischen Prozessen auch immer darum geht Spielräume, Alternativen und Abgründe aufzuzeigen; vielleicht auch diejenigen zu hören oder zu Wort kommen zu lassen, die im Moment keine Stimme haben.

Die Wirklichkeit, die mich gerade umtreibt und über die ich – auch mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – sprechen und künstlerisch nachdenken möchte, ist: Wie schaffen wir es, uns nicht von dem Virus und von der Pandemie treiben zu lassen? Wie kommen wir ins Handeln? Wie kommen wir wieder dazu, dass Themen und Fragen, die ja nicht verschüttet sind, wieder auf die Agenda kommen. Wie schaffen wir es, dass dieses Virus uns nicht komplett beherrscht? Dazu haben wir am letzten Sonntag Podiumsdiskussionen veranstaltet und zum Beispiel den ehemaligen Bürgermeister von Reykjavik eingeladen, der während der Finanzkrise Bürgermeister wurde. Wir haben auch überlegt: Wie machen es eigentlich Menschen, die z. B. mit Ebola konfrontiert sind? Und warum haben wir uns dafür nie interessiert? Kriegen wir da Relationen hin? Ist das überhaupt ein richtiger Gedanke, sich relativieren zu lassen? Wie verlieren wir Angst? Wie kommen wir raus aus dieser Eiszeit? Es geht nicht darum, die Gefahren von Covid-19 kleinzureden. Aber auf Dauer werden wir uns Optionen von alternativem Handeln, oder auch nur von Denken, von Phantasie und von Vorstellung erarbeiten müssen. Ich habe das

Gefühl wir sind ‚blocked‘, wirklich im Lockdown. Und nicht nur in dem verordneten, sondern schon vorher; auch mental.

LS: Inmitten der Pandemie, besonders während der Lockdowns, zeigen sich viele Dinge ungeschminkt. Welche gesellschaftlichen Herausforderungen hat Corona für Sie sichtbar gemacht?

Mundel: Den Angstzustand, in den wir uns haben versetzen lassen, fand ich schon sehr bemerkenswert; auch welche Dinge politisch möglich sind. Für mich, die ich einen künstlerischen Betrieb mitverantworte, ist die entscheidende Frage nicht die nach der Relevanz – das ist kein guter Begriff –, sondern: Welches Menschenbild steckt hinter den Entscheidungen der Politik?

Für viele Themen braucht man gar keine Pandemie, weil sie schon da sind: wie unser Umgang mit schwachen Menschen, mit Alten und mit anderen verletzlichen Gruppen. Und zwar nicht, weil es Risiko-Gruppen sind, sondern weil alles falsch ist: Die Sprache ist falsch. Die Bewertung ist falsch. Ich habe das Gefühl, dass die Bewertung als Risikogruppe der Deckmantel dafür sein soll, dass das Leben für die anderen normal weitergehen kann: Wir haben Ghettos geschaffen für alte Menschen. Das ist alles falsch und das war es schon vorher.

LS: Haben sie eine persönliche Corona-Schlüsselgeschichte?

Mundel: Für mich war am erschütterndsten, dass das Tagespflegeheim meiner Mutter, die eine schwere Alzheimer Erkrankung hat, geschlossen wurde. Aus Sicherheitsgründen, um die Risikogruppen zu schonen, und in dem Wissen: Diese alten Menschen sind jetzt oft allein zu Hause. Die haben niemanden mehr. Da nützt es auch nichts, wenn jemand Essen an die Tür hängt. Ich habe ungefähr zweieinhalb Monate lang mit meinem 93-jährigen Vater zusammen meine Mutter gepflegt. Da wurde nochmal klar: Wir haben einfach überhaupt keine Antwort auf die Frage: Wie gehen wir mit denen um, die nicht mehr arbeiten können oder funktionieren? Denn was ein Mensch braucht, ist letztlich nicht bezahlbar. Wir stecken ökonomisch zwar viel Geld in das Pflegesystem, es reicht aber hinten und vorne nicht. Jetzt, in der Krise, war die Lösung: „Es muss noch mehr Geld rein. Die Pflegekräfte müssen besser bezahlt werden.“ Das unterstütze ich natürlich, weiß aber nicht, ob das wirklich eine Antwort auf die Abgründe und die Brutalität ist, die sich dahinter auftun.

LS: Momentan geht es im Theater buchstäblich sang- und klanglos zu. Die nackte Bühne der Münchner Kammerspiele ist live im Netz zu sehen – für einen Theologen sieht das nach Karsamstag aus. Was können Theater, was jetzt fehlt?

Mundel: Das ist keine ganz einfache Frage. Zum einen können Theater überhaupt einen bestimmten Grad an Sicherheit bieten, um miteinander zusammenzukommen und reden zu können. Man müsste gar nicht Theater spielen, sondern könnte sehen, welche Ideen da wären. Zum anderen können sie Räume des Undenkbaren aufmachen. Deswegen gefällt mir auch die Formulierung „Die

Wirklichkeit nicht in Ruhe lassen“: die Wirklichkeit wahrnehmen, aber nicht in ihr verharren oder untergehen. Ich finde, das kann Theater.

LS: Theater gibt es nicht ohne Publikum ...

Mundel: Natürlich fehlt dieser Resonanzboden Publikum, das ist schrecklich. Denn Theater entsteht im Zwischenraum zwischen Spielern und Publikum. Was mich so fasziniert und mich jetzt schon so viele Jahre bei der Stange hält ist, wie viele Menschen sich über die Maßen für etwas völlig Imaginäres und Flüchtliges engagieren. Man kann es zwar aufzeichnen oder streamen, faszinierend ist aber letztendlich die Vergänglichkeit, das Nicht-Wiederholbare. Das entsteht immer im Moment; trotz aller Versuche, Dinge in Proben festzuzurren.

LS: Wie versuchen Sie gerade die Verbindung zum Publikum zu halten?

Mundel: Eine unserer Eröffnungs-Performances im öffentlichen Raum konnten wir wegen des Virus leider nicht aufführen: *What is the City but the people?* – „Was ist die Stadt, wenn nicht die Menschen?“ Dafür hatten wir mit ungefähr 170 Menschen – kleinen Gruppen, Familien und Einzelpersonen – Gespräche geführt. Sie hatten zusammen mit Künstlern aus ihren eigenen Erzählungen zwei bis drei Sätze herausgearbeitet, die sie als Botschaft senden wollen, und wurden von einem tollen Fotografen fotografiert. Die Performance selbst sollte dann auf einem überdimensionalen Laufsteg stattfinden, an dessen Enden große LED-Leinwände angebracht sind: Die Menschen betreten den Laufsteg, dazu sind Bilder von ihnen auf den Leinwänden zu sehen, und es gibt die ausgewählten Sätze oder eine kurze Zusammenfassung ihrer Biografie, die sie mitentwickelt haben. Das ganze auf den Odeonsplatz, niederschwellig, ohne Eintritt für ca. 2.000 Zuschauer*innen. Eine Momentaufnahme einer Stadt!

Das war im Herbst nicht mehr möglich, deshalb haben wir daraus die Performance *What is the City?* abgeleitet, die auch live auf dem Odeonsplatz stattfand – als ein Frage-Antwort-Spiel mit den Leuten. Sie haben vorbereitete Postkarten mit fünf Fragen zu München und ihrem Verhältnis zur Frage „Wohin entwickelt sich diese Stadt?“ bekommen. Dabei war Corona kein Thema, ist aber natürlich aufgetaucht. Unfassbar viele Menschen haben diese Postkarten ausgefüllt und konnten sich danach fotografieren lassen. Wer wollte, konnte auch Teil von einem Wimmelbild werden, das dann live entstanden ist. Es hat geregnet wie verrückt an diesem Tag, aber die Leute hatten eine große Lust, in diesen Austausch zu kommen und uns diese Karten zur Verfügung zu stellen. Mit diesen Postkarten und diesem Spiel von Frage und Antwort versuchen wir jetzt zu überlegen, wie wir in ein Gespräch kommen und diese Antwort veröffentlichen können. Wie können wir sozusagen ein anderes Gesprächsformat inszenieren?

Aktuell haben wir im Theater auch drei Arbeitsgruppen, die überlegen, was wir jetzt machen könnten. Eine beschäftigt sich mit dem öffentlichen Raum,

z.B. mit der Frage, ob wir eine mobile Bühne bauen oder einen Lastwagen, und was wir dort tun. Eine beschäftigt sich mit der Frage, was wir im Digitalen machen – und eine mit unseren Fenstern: Wir haben ja mit den Kammerspielen ein Gebäude, das über große Fensterflächen ins Außen verfügt. Was machen wir hinter diesen Fenstern? Auch für uns als Theater ist es wichtig, nicht nur zu senden und zu sagen, was wir alles Tolles machen und streamen, sondern uns zu fragen, wie wir anders in einen Dialog kommen.

LS: Also geht es um eine andere Art der Zusammenkunft?

Mundel: Ja, genau. Vielleicht eher Briefe schreiben als streamen.

LS: Während körperlose Videokonferenzen boomen, stehen gerade körperbetonte Stücke auf dem Spielplan der Kammerspiele: *Touch* – sogar mit Ganzkörperanzügen – und *Habitat / München* in einer *pandemic version*. Es gebe so etwas wie eine „Energie der Togetherness“, sagt Rania Mleghi, die Dramaturgin von *Habitat / München*. Das ist für mich genau das Wort für das, was oft in Zoom-Gesprächen fehlt.

Mundel: Das sehe ich ganz genauso.

LS: Würden Sie sagen, dass genau das Fehlen dieser Energie Spuren hinterlassen wird?

Mundel: Ich bin ja keine Hellseherin, um zu sagen, welche Spuren es hinterlassen wird, aber: Meine Verzweiflung, in diesen Zoom-Meetings zu hocken, war beim ersten Lockdown sehr groß – und ist es noch immer. Am meisten beunruhigt mich die Bereitschaft zu sagen: „Das ist jetzt die Lösung all unserer Probleme. Es ist doch großartig, jetzt kommt die Digitalisierungswelle!“ Ich bin überhaupt keine Technikhasserin und sehe auch nicht den Untergang des Abendlandes. Aber mir ist die Auseinandersetzung damit zu oberflächlich. In allen Bereichen, auch bei den Kindern in der Schule, wäre es total wichtig, sich differenziert darüber Gedanken zu machen, was wir mit welchem Raum wollen. Für mich persönlich kann ich sagen: Ich würde das nicht mein ganzes Leben lang aushalten.

Wie in einer großen Dystopie zu sagen „Das ist jetzt der Zustand des Lebens und darauf werden wir jetzt zurückgeworfen“, ist für mich ein Alptraum. Bei mir hinterlässt es Spuren, zum ersten Mal zu erleben, was in dystopischen Romanen beschrieben wird. Jetzt, beim zweiten Lockdown, habe ich schon nach drei Tagen das Gefühl: Gott sei Dank sind die Kollegen bereit und denkt keiner hier im Moment, er würde jetzt freiwillig in ein Homeoffice gehen.

Ich merke für mich selber, dass in dieser Form viele Prozesse und Menschen fehlen, weil man sich einfach nicht begegnet. Es gibt ja auch keine informellen Begegnungen mehr. Ich war z.B. Mitglied der Jury für die *European Capital of Culture* in Deutschland. Das lief alles digital, es gab wegen der Pandemie keinen einzigen Jury-Besuch vor Ort. Das fand ich völlig unreal. Natürlich haben alle

versucht, die Fahne hochzuhalten, und das ist ja auch gut so. Aber manchmal muss man vielleicht auch einfach sagen, dass es nicht geht oder dass der Verlust zu groß ist. Aber da sind wir noch nicht.

LS: Wenn man nicht ins Theater gehen kann – was sollte man gerade lesen oder anschauen? Haben Sie einen Tipp?

Mundel: Da müsste ich mich erstmal richtig reindenken, weil es natürlich die Pandemie gibt, aber auch die Frage „Was ist diese Zeit?“. Ich kannte z.B. die Autorin Olga Togarczuk nicht, und als sie dann den Nobelpreis bekommen hat, waren ihre Bücher eine super Entdeckung. Ihr Versuch zu sagen: „Was ist überhaupt weibliches Schreiben?“, hat mich total interessiert. Oder Tupoka Ogettes *erit RACISM*. Das war ein anderer wichtiger Text für mich, der überhaupt nichts mit der Pandemie zu tun hat, aber mit der Zeit. Er hat mir es möglich gemacht, meinen eigenen Rassismus zuzugeben.

Anschauen ist natürlich gerade schwierig, es gibt aber zwei interessante Projekte: *Touch* haben wir aufgezeichnet, und es ist eine tolle Produktion geworden. Und *The Assembly*. Das besteht aus zwei Teilen: Im ersten Teil diskutieren vier Leute mit sehr unterschiedlichen biografischen Hintergründen über Fragen, die ihnen zwei Moderatorinnen stellen. Das hat als reales Abendessen mit Menschen aus München stattgefunden und wird jetzt von Schauspielern gespielt. Wir haben die Rollen alle verschoben besetzt: einer, der sich als bayrischer Muslim bezeichnet wird jetzt von einer aus Afrika geflüchteten jungen Schauspielerin gespielt. Und dann gibt es noch eine sogenannte „polarizing person“, also jemand, der aus einer sehr konservativen Perspektive einen Brief an dieses Abendessen schickt, auf den die mit einem gemeinsamen Brief antworten sollen. Dann gibt es einen zweiten Teil, in dem das Publikum am großen Diskussionstisch Platz nimmt und die Fragen nochmal diskutiert. Da überlegen wir gerade, ob das eventuell für die digitale Welt ein interessantes Format wäre, in dem das Publikum virtuell Platz nehmen kann. Das finde ich, ist ein toller Abend, weil im Gegensatz zum Thema Rassismus in Talkshows die Komplexität der Erzählungen und Biographien so irrwitzig ist, dass man mit diesen ganzen Schlagworten einfach überhaupt nicht weiterkommt. Es hat total komische Teile und es lässt niemals zu, dass man in seinen Vorurteilen bestätigt wird.

LS: Zum Schluss ganz kurz: Die Kirchen sind, anders die Theater, gerade offen. Was rufen Sie Ihnen zu?

Mundel: Vielleicht habe ich das nicht intensiv genug verfolgt, aber ich habe das Gefühl, dass die Kirchen aus dieser Tatsache, offen sein zu dürfen, nicht genug machen.